

Aus dem Inhalt:

Zum Tempelgründungstag–
Der »Korntaler Hoffmann«

Die Jerusalemsfreunde
in Kirschenhardthof

Leserecho

TREFFPUNKT
Gemeindemitteilungen

Am 19. Juni jährt sich zum 135. Mal der Tag der Tempelgründung. Aus diesem Anlaß veröffentlicht die »Warte« zwei längere geschichtliche Rückblicke, die den Wurzelgrund beschreiben, aus dem unsere Gemeinschaft erwachsen ist.

Der »Korntaler Hoffmann«

Brigitte Hoffmann

»Bauen, pflanzen und wirken, wie wenn es noch tausend Jahre so fortginge«

Vor 150 Jahren starb *Gottlieb Wilhelm Hoffmann*, der Vater Christoph Hoffmanns, der »Korntaler Hoffmann«. Er muß eine eindrucksvolle Persönlichkeit gewesen sein, und er hat, durch seine Person und durch sein Lebenswerk Korntal, einen bestimmenden Einfluß auf seinen Sohn ausgeübt.

Geboren wurde er 1771 in Ostelsheim als Sohn eines orthodoxen Pfarrers, dessen dogmatische Ausrichtung – nach dem Zeugnis des Enkels – ebenso starr war wie seine Erziehungsmethode, die sich offenbar weitgehend im Prügeln erschöpfte. Das Ergebnis war, daß der Sohn, als er in eine Verwaltungslehre nach Calw gegeben wurde, Religion und Elternhaus mit Erleichterung den Rücken kehrte und die neue Freiheit genoß: einerseits mit Eifer sich dem Lernen und der Arbeit widmete, andererseits aber seine Freizeit mit Vergnügungen wie Reiten und Wirtshausbesuchen verbrachte – nichts Ehrenrühiges, aber nach Ansicht der damaligen Frommen gewiß kein gottgefälliges Leben.

Und eines, das die finanziellen Möglichkeiten eines Lehrlings überstieg. Als er 1790 auf seine erste Stelle nach Merklingen versetzt werden sollte, hatte er in Calw Schulden, keine großen, aber er konnte sie nicht bezahlen; und das bedeutete Schande und wahrscheinlich den Verlust der Anstellung; und er kannte niemand, der ihm das Geld hätte vorstrecken können oder wollen. »Jetzt fiel ihm ein, daß nur Gott hier helfen könne, und er dachte: Wenn ein Gott ist, so helfe er mir aus dieser Angst; dann weiß ich, daß er ist. Aber gleich folgte der andere Gedanke: Wenn er es täte! Dann müßte ich ja an ihn glauben und anders leben.« Das schreibt Christoph Hoffmann in »Mein Weg nach Jerusalem«. Offenbar hat ihm der Vater davon ausführlich erzählt.

In diese Überlegungen hinein kam ein Bote von einer Patin, die in der Nähe lebte, um die er sich aber bisher wenig gekümmert hatte, mit einem Brief, in dem sie fragte, ob ihm etwas fehle und ob sie ihm helfen könne. Hoffmann wunderte sich und wollte den Boten zurückschicken mit der Antwort, daß ihm nichts fehle. Der aber bestand auf einer schriftlichen Antwort. Auf diese Weise zu einer ausführlichen Antwort gezwungen, schrieb ihr Hoffmann von seiner Not. Am nächsten Tag schickte sie ihm das Geld, mit dem Hinweis, daß er es ihr zurückgeben solle, wann er könne. Wenn er nicht könne, mache es auch nichts. Hoffmann besuchte die Tante, um sich zu bedanken, und erfuhr, daß ein Traum sie auf den Gedanken

gebracht hatte, daß er Hilfe brauche.

Hoffmann glaubte und änderte sein Leben, nicht spektakulär und nicht von einem Moment auf den andern, aber indem er sich immer weniger für »weltliche Vergnügungen« und immer mehr für den Pietismus, dem die Patin zugehörte, interessierte.

Ich habe diese Episode ausführlich erzählt, nicht nur, weil sie den Wendepunkt im Leben Hoffmanns bezeichnet, sondern auch, weil sie mir charakteristisch zu sein scheint: eine Frömmigkeit, die nicht aus der Tradition wächst, sondern aus einer ganz persönlichen Erfahrung, die nicht nur emotional bleibt, sondern sich vertieft in der Auseinandersetzung mit den Erfahrungen anderer, und die Konsequenz, mit der die gewonnene Überzeugung ins praktische Leben und Handeln umgesetzt wird.

In Merklingen war Hoffmann »Gehilfe« des »Amtsschreibers«, des Leiters der örtlichen Verwaltung; dieser war ein Bruder des berühmten Pfarrers Flattich, der zu den führenden Persönlichkeiten des Pietismus gehörte, – auch das dürfte Hoffmann als Fügung betrachtet haben. 1796 – er hatte inzwischen die Tochter seines Vorgesetzten geheiratet – wurde er, als Gehilfe des dortigen »Stadtschreibers«, nach Leonberg versetzt, versah dort die »verschiedenen Zweige der Stadt- und Bezirksverwaltung und Polizei«, machte nebenher etliche Examen in rechtlichen und Verwaltungsfragen, wurde 1806 zum Notar ernannt, kurz danach zum Bürgermeister gewählt, 1814 als Vertreter des Oberamts in die konstituierende Versammlung gewählt, die mit dem König um die neuzuschaffende Verfassung des Königreichs Württemberg kämpfte.

Dann, als diese Verfassung zustande gekommen war, war er von 1820 bis 1828 Abgeordneter in der Ständeversammlung, die in etwa einem heutigen Landtag, mit geringeren Befugnissen, entsprach. Ein späterer Berichterstatter bestätigt ihm »politische Gaben«: Organisationstalent, ein sicheres Urteil und Entscheidungsfreude. Er muß sie gehabt haben, sonst hätte er die Fülle von Aufgaben gar nicht bewältigen können.

Das muß auch dem König aufgefallen sein, denn er wurde mehrmals in Kommissionen zur Erstellung von Gutachten berufen oder als Landeskommissar mit Sonderaufgaben betraut, z. B., zur Zeit der französischen Besatzung, mit der gewiß nicht einfachen Verteilung der Besatzungstruppen auf die verschiedenen Oberämter.

Dabei war diese umfangreiche politische Tätigkeit keineswegs alles, ihm selbst nicht einmal das Wichtigste, was ihn beschäftigte. Seit seinem Bekehrungserlebnis war sein Glaube immer mehr zum Mittelpunkt seines Lebens geworden. In Leonberg bildete sich um ihn ein engagierter Kreis von »Brüdern«, engagierten Pietisten, die im steten Gedankenaustausch ihren Glaubensweg suchten.

Hoffmann hielt auch Kontakt mit fast allen führenden Persönlichkeiten des damaligen württembergischen Pietismus, zunächst, um in der Auseinandersetzung mit ihren zum Teil recht unterschiedlichen Anschauungen seinen eigenen Standpunkt zu finden, dann aber auch, um den Austausch zwischen den verschiedenen,

unverbunden nebeneinander bestehenden Gruppen und Grüppchen zu fördern, und um zu verhindern, daß aus unterschiedlichen Akzentsetzungen Gegnerschaft entstand.

Gemeinsam war ihnen allen eine strenge Bibelgläubigkeit und das Streben nach einer im Alltag gelebten Frömmigkeit: in intensiver Andacht («Stunden«, Bibellektionen usw.), in praktizierter Nächstenliebe, in Pflichterfüllung. Das brachte sie in mehr oder minder große Entfremdung von der Landeskirche, der sie Versagen vorwarfen – umso mehr, als unter König Friedrich I., der ja, wie in allen lutherischen Staaten, zugleich oberster Bischof war, Aufklärung und Rationalismus auch in der Kirche zunahmen.

Der Gegensatz spitzte sich zu, als der König ein neues Gesangbuch und eine neue Gottesdienstordnung einführen ließ, die die Pietisten wegen ihres rationalistischen Charakters ablehnten. Viele, die den Bruch mit der Landeskirche bis dahin vermieden hatten, sannten auf Auswanderung. Und das gab den Anstoß für das, was Hoffmanns Lebenswerk werden sollte, die Gründung Korntals.

Hoffmann war Mitglied einer Kommission, die im Auftrag des Königs die Gründe für die anwachsende Auswanderung prüfen und Gegenmaßnahmen vorschlagen sollte. Das Ergebnis dieser Prüfung ist bemerkenswert: Hoffmann teilte die Auswanderungswilligen in drei Kategorien: 1. Separatisten – d.h. solche, die sich von der Kirche lossagten (was im Lande kaum möglich war); 2. solche, die keine Möglichkeit zur Ernährung ihrer Familie sahen (das waren bei weitem die meisten). An diesen beiden Gruppen, so sagte er, verliere der Staat nichts und habe deshalb keinen Grund, sie zurückzuhalten.

Die dritte Gruppe aber, fleißige und zum Teil vermögende Bürger, die sich durch die neue Liturgie in ihrer Gewissensfreiheit beschränkt fühlten, bedeutete einen Verlust, wenn sie abwandere. Sie könnten aber zurückgehalten werden, wenn man ihnen die Gründung eigener Gemeinden mit religiösen Freiheiten erlaube.

Wider Erwarten stimmte der König zu, Hoffmann übernahm die Ausarbeitung und Organisation des Plans: die Erfassung der Interessierten, die Gründung einer Gesellschaft, die das Geld für den Kauf des Ritterguts Korntal aufbrachte, die Organisation der neuen Gemeinde. 1818 wurde die Genehmigung erteilt, das Gut gekauft, zogen die ersten Familien dorthin, 1819 folgten die meisten anderen (42), auch Hoffmann selbst mit seiner Familie, wurden die Sonderrechte Korntals verbrieft; die wichtigsten: die Gemeinde kann eine eigene Kirchen- und Gemeindeordnung einführen und untersteht nicht der Aufsicht und Gerichtsbarkeit (in geistlichen Dingen) der Landeskirche, sie kann ihre Prediger und Lehrer selbst berufen (und bezahlen!).

Die Gemeinde sollte einen geistlichen und einen weltlichen Leiter haben. Der geistliche mußte ein regulärer Pfarrer sein – nur er hatte das Recht, kirchliche Amtshandlungen wie Sakramente, Konfirmation, Eheschließungen zu vollziehen. Der weltliche war von Anfang an Hoffmann, zuerst provisorisch, dann bis zu seinem Tode auch nominell. Da aber in Korntal Weltliches und Geistliches grundsätzlich nicht getrennt waren, da auch – bei dem mäßigen Gehalt, das die Ge-

meinde zahlen konnte – die Pfarrer, die sich gewinnen ließen, nicht immer ganz den Vorstellungen der Korntaler entsprachen, war Hoffmann mehr oder weniger beides, weltlicher und geistlicher Führer und Ratgeber für alle, wobei ihm seine reiche Erfahrung zugute kam. Christoph Hoffmann sagt: »Er gewöhnte sich daran, das Wohl vieler Menschen auf dem Herzen zu tragen und für sie zu sorgen.«

In einer von Hoffmann 1818 herausgegebenen Schrift, eine Art Begründung der Gemeindegründung, steht das Glaubensbekenntnis der Korntaler. Es ist das allen lutherischen Kirchen gemeinsame Augsburger Bekenntnis von 1530, mit einigen Auslassungen und Zusätzen; die wichtigste: im ursprünglichen Bekenntnis enden fast alle Artikel mit einer Verdammung der Andersgläubigen. Diese Formel fehlt in der Korntaler Fassung ganz. Hoffmanns Begründung: »Allen Religionshaß wird die Gemeinde, als dem Sinne Christi schlechterdings zuwider, verabscheuen, und alle Kinder Gottes, sie seien in welcher christlichen Religionsverfassung sie wollen, für ihre Brüder erkennen, solche besuchen und sich gerne von ihnen besuchen lassen, ja alle Menschen als Miterlöste aufrichtig lieben.«

Das waren keine leeren Worte. Der Betsaal in Korntal wurde für tausend Personen gebaut und quoll trotzdem oft über, weil zu den Gottesdiensten Hunderte von auswärtigen Besuchern kamen, und an den Sonntagen war das Hoffmannsche Haus oft so voller Gäste, »Brüdern« und anderen Interessierten, daß in drei Schichten zu Mittag gegessen werden mußte.

Nach dem Vorbild der Jerusalemer Urgemeinde wurde, wenigstens zu einem guten Teil, die Eigentumsfrage geregelt. Höfe und Weingärten waren Privatbesitz, Felder und Weiden blieben Gemeindegut und wurden nach dem Los an die Familien verteilt. Schon nach wenigen Jahren waren trotz des schweren Bodens die Erträge so gut, daß die Gemeinde damit sich und die zahlreichen Gäste und Internatsschüler erhalten konnte.

Noch in einer anderen Hinsicht entsprach Korntal der Urgemeinde: in der Naherwartung des Reiches Gottes, die sich zunächst auf die von Bengel errechnete Jahreszahl 1836 bezog. Trotzdem war die allgemeine Haltung nicht ein tatenloses Zuwarten, sondern ganz auf tätiges Wirken gerichtet. Auch das dürfte zu einem guten Teil Hoffmanns Werk gewesen sein. Sein Kommentar zu dieser Frage: »Wir warten und beten und bereiten uns, wie wenn der Herr morgen käme, aber wir bauen, pflanzen und wirken auf Erden, wie wenn es noch tausend Jahre so fortginge.« Wahrscheinlich war es diese Haltung, die bewirkte, daß es keinerlei Erschütterung gab, als das Schicksalsjahr 1836 ohne besondere Ereignisse vorüberging.

Ein Teil dieses »Wirkens auf Erden«, der Hoffmann besonders am Herzen lag, war die Erziehung der Jugend, in christlichem Geist und in solidem Wissen. Schon im Gründungsjahr wurde mit einer Schule begonnen, wenige Jahre später folgten ein Knaben- und dann ein Töchterinstitut (Progymnasium mit Internat); die bald viele auswärtige Schüler aufnahmen.

War das schon für die kleine Gemeinde eine beachtliche Leistung, so folgten bald weitere Einrichtungen, die beispielgebend waren. Die napoleonischen Kriege und zwei Hungerjahre 1817/18 hatten zur Folge, daß viele verwaiste oder verwah-

loste Kinder und Jugendliche sich auf der Straße durch Betteln oder Stehlen durchzubringen suchten. Hoffmann sah die Not und handelte: er gründete 1823, zunächst auf eigene Rechnung, eine »Kinderrettungs-Anstalt« – die erste in Süddeutschland –, in der ganz arme, verwaiste oder verwaarloste Kinder unentgeltlich zur Erziehung aufgenommen wurden. Der Andrang war so groß, daß 1829 eine zweite Anstalt für Kinder unter 6 Jahren gebaut wurde.

Ebenfalls auf Hoffmanns Initiative wurde 1831 ein Witwenhaus mit zwölf kleinen Wohnungen errichtet. So wurde Korntal unter seiner Führung zu einem Modell christlicher Sozialfürsorge. Zugleich wuchs und gedieh die Gemeinde. Schon 1824 wurde die Tochttersiedlung Wilhelmsdorf im Oberland gegründet, weil Korntal keine weiteren Siedler mehr aufnehmen konnte.

Während so Hoffmanns Wirken für seine Gemeinde außerordentlich erfolgreich war, erlebte er in der Familie mehrere Schicksalsschläge. Zwei Ehefrauen starben nach wenigen Jahren, von seinen neun Kindern starben drei im Kindesalter, nur drei überlebten ihn. Seinem fröhlichen Gottvertrauen konnte das nichts anhaben. Christoph Hoffmann berichtet, daß in der Familie der Tod so selbstverständlich als ein Heimgehen zu Gott betrachtet worden sei, daß er sich als Kind immer gewundert habe, daß andere bei Begräbnissen weinten und klagten, und daß er wohl deshalb den Tod seiner Geschwister nicht als etwas Bedrückendes in Erinnerung habe.

Viel Zeit für seine Familie blieb Hoffmann bei seinen vielfältigen Aufgaben nicht. Zum Ausgleich nahm er oft eines oder zwei seiner Kinder auf seine geschäftlichen Reisen mit, wo auf den langen Fahrten – die nach Wilhelmsdorf dauerte zwei Tage – Zeit war für Gespräche. Übrigens übte er die Toleranz, die er in religiöser Hinsicht predigte, auch in der Familie: seine beiden überlebenden Söhne entschieden sich für ein Theologiestudium, und das bedeutete aller Wahrscheinlichkeit nach ein Berufsleben in Unterstellung unter die Amtskirche, der er selbst mit großer innerer Reserve gegenüberstand. Er war nicht erfreut darüber, aber er hat sie nicht zu hindern versucht.

1846 starb er, nach kurzer Krankheit, in seinem Korntal. Wenige Jahre später hat sich sein Sohn Christoph Hoffmann von der Gründung seines Vaters, in der er eine glückliche Kindheit verbracht hatte, abgewandt. Aber ich denke, wer als Templer diese kurze Lebensbeschreibung liest, wird erkennen, wie viel er trotzdem vom Erbe seines Vaters auf seinen eigenen Weg mitgenommen hat.

(Für die Leser, die Gelegenheit haben, Korntal zu besuchen, sei noch angemerkt, daß die Grabstätte von Gottlieb Wilhelm Hoffmann in dem »Begräbnisgarten« zu finden ist, dem unter Tannen gelegenen und mit einer Grasfläche bedeckten Alten Friedhof der Brüdergemeinde)

Die tiefe Not der Gesellschaft und Kirche

Die Jerusalemfreunde in Kirschenhardthof vor 140 Jahren

Schon früh hatte sich bei den Gründern der Tempelgesellschaft der Blick ins Heilige Land, besonders nach Jerusalem, gerichtet. Ihre Erwartung, daß von dort eine neue Sammlung des Gottesvolkes ausgehen müsse, trug ihnen den Namen »Jerusalemfreunde« ein. Der Gedanke einer Auswanderung in den Orient wurde bald zum Hauptpunkt ihres religiösen »Programms«.

Christoph Hoffmann hatte 1855 eine sichere Stellung bei der Basler Pilgermission St. Chrischona (Missionsschule bei Basel) aufgegeben, um sich nur noch der »Sammlung« widmen zu können. Von den Einnahmen der »Süddeutschen Warte«, die er herausgab, konnte er nicht leben; sie deckten knapp die Unkosten. Auf den »Salon« (heute: Karlshöhe, Ludwigsburg), wo er und Christoph Paulus früher in der Internatsschule als Lehrer gewirkt hatten, konnte er nicht zurück; die Anstalt war in den Besitz von Immanuel Paulus übergegangen, der sich nicht zu den Jerusalemfreunden zählte.

Nur Hardegg hatte durch seine Lederhandlung in Ludwigsburg regelmäßige Einnahmen. Und gerade er, der eine Veränderung seiner äußeren Lage am wenigsten nötig hatte, regte an, als Vorbereitung für die geplante Auswanderung schon in der schwäbischen Heimat eine eigene geschlossene Gemeinde zu gründen, um in kleinerem Maßstab ein Zusammenleben zu erproben, in dem der Wille Gottes die Richtschnur sei. Es sollte also ein *kleiner Anfang* mit der »Sammlung des Volkes Gottes« gemacht werden.

Während in der »Warte« für eine Beteiligung geworben wurde, hielten Hoffmann und seine Freunde unter den durch die Teuerung feilgewordenen Grundstücken Umschau nach einem für ihre Zwecke geeigneten Objekt. Am Weihnachtsfest 1855 fanden die ersten Erkundungen statt.

Durch einen Hofmetzger war ihnen der Kirschenhardthof bei Burgstall, östlich von Ludwigsburg, angetragen worden. Dieser Weiler schien den Bedürfnissen zu entsprechen. Die Besitzer führten seit langem Prozesse gegeneinander und sehnten sich weg. Das Klima war rau, der Boden aber fruchtbar. Einige Besitzer waren aber noch unentschlossen, auch war ihnen das Angebot zu niedrig. So wurden im Januar 1856 noch andere Objekte besichtigt, die teilweise einladender waren als der durch Schmutz und Unrat abschreckende Hardthof.

An Lichtmeß 1856 (2. Februar) kam aber ein Bauer vom Hardthof und erklärte die Annahme des früher gemachten Angebots. Er hatte den von allen Bauern unterschriebenen Kaufbrief gleich mitgebracht; das gab für Hoffmann und seine Freunde den Ausschlag. Sie kauften das Anwesen.

Die ersten Siedler auf dem Kirschenhardthof waren Christoph Hoffmann, Louis Höhn, Christoph Paulus und Apotheker Wilhelm Paulus. Die übrigen kamen aus verschiedenen Gegenden Württembergs und waren, im Gegensatz zu den Genannten, das Landleben gewöhnt. Nur Hardegg konnte noch nicht mitmachen, ehe

er für sein am Marktplatz in Ludwigsburg gelegenes Haus einen Käufer gefunden hatte.

Die Bewirtschaftung des Weilers wurde im ersten Jahr einem einzigen Siedler übertragen, damit in der Zwischenzeit das Land parzelliert und für die Siedler Vieh und Geräte beschafft werden konnten. Die ursprüngliche Feld- und Besitzeinteilung der abgezogenen Bauern wurde aufgehoben und das ganze zum Kirschenhardthof gehörende Gelände in neun »Lose« von je 20 württembergischen Morgen (7 ha) eingeteilt, von denen acht sofort Liebhaber fanden. Die »Manschettenbauern« unter den Siedlern suchten sich tüchtige Knechte und Mägde, mühten sich unter ihrer Anleitung im Erlernen der Bauernwirtschaft ab, vernachlässigten aber daneben die weitere Werbung für ihre Ideen in Wort und Schrift keineswegs. Ihr kühnes Unternehmen, hinter dem Pflug zu gehen und Mistwagen zu beladen, anstatt Reden zu halten und »Warte«-Artikel zu schreiben, ist bewundernswert.

Schon wenige Monate nach dem Einzug in den Hof legten sie am 2. Juli 1856 in feierlicher Weise den Grundstein zu einem Versammlungssaal. Im Herbst eröffneten sie dann zwei Erziehungsanstalten: ein Knabeninstitut unter der Leitung von Christoph Paulus und ein Mädcheninstitut unter dem bisherigen Hauptlehrer des Mathildenstiftes in Ludwigsburg, Fr. Müller. Die daneben von Louis Höhn geleitete Volksschule wurde auch von den Kindern der umliegenden Weiler und Höfe besucht.

Im Herbst 1858 wurden diese Schulen noch durch eine Ausbildungsstätte für Missionare ergänzt. Es wurden junge Männer geworben, die bereit waren, nach einer Vorbereitungszeit auf dem Kirschenhardthof in den Missionsdienst, vorwiegend natürlich nach Palästina, zu gehen. Zu ihrem Lebensunterhalt sollten sie in der Fremde einen erlernten Beruf ausüben. In alten Chroniken lesen wir folgende Namen von solchen »Missionszöglingen«: Oswald Mehnert aus Freiburg (Sachsen), J.G. Haag aus Wolfsölden bei Künzelsau, Karl Heuschele aus Oßweil bei Ludwigsburg, Hieronymus Sonderecker aus Aldingen, Philipp Hochstetter aus Großaltdorf bei Schwäb. Hall, Christian Eppinger aus Kornwestheim (die letztgenannten vier wurden schon im Frühjahr 1860 nach Palästina entsandt, zwei von ihnen arbeiteten bei »Waisenvater« Schneller in Jerusalem, einer unter Missionar Zeller in Nazareth), Anton Haag, Christ. Kraft (ging nach beendetem Studium nach Ungarn), Johannes Lange aus Südrußland (wirkte nach seiner Rückkehr nach Rußland im Herbst 1861 sehr stark unter den dort lebenden deutschstämmigen Mennoniten), Fr. Kies (späteres Tätigkeitsgebiet: Nordamerika) und Louis Offerdinger (in den Niederlanden tätig).

In ihrer Häuslichkeit mußten die Siedler manche große Einschränkung und Unbequemlichkeit auf sich nehmen. Hoffmanns Arbeitsraum z.B. war eine fast fensterlose Bühnenkammer, über die sein Bruder, der Oberhofprediger in Berlin, entsetzt war. Er bezeichnete Hoffmanns Eingehen auf eine solche Lage als Narrheit und schrieb: »Deine Pläne und Gedanken sind alle zu sehr nach den Zuständen der süddeutschen Kleinstaaten bemessen, während hier im Norden ein großes, weites Gebiet liegt, das bisher Wald und Brachland gewesen ist und erstlich

angebaut werden muß. Von hier aus und nicht von Palästina wird auf Mittel- und Süddeutschland einst ein neues Leben ausgehen.«

Daß sich Christoph Hoffmann mit solchen und ähnlichen Hinweisen gewissenhaft auseinandersetzte und immer wieder überlegte und prüfte, ob seine Auswanderungspläne berechtigt seien, zeigt u.a. sein Gedicht »Abrahams Auszug«, das im August 1856 entstand. Das darin ausgedrückte unbedingte Gottvertrauen wurde bei Hoffmann bald auf eine sehr harte Probe gestellt. Anfang 1857 starb Friederike Hoffmann (2 Jahre alt). Im Herbst brach Ruhr aus, Lehrer Höhn erlag ihr. Und da er in Hoffmanns Haus gewohnt hatte, waren auch dessen Kinder angesteckt worden. Benjamin (6 Monate alt) starb und ebenfalls Pauline (7 Jahre alt). 1858 starb ein Töchterlein von 3 Monaten, 1860 kam ein Junge tot zur Welt, ein anderer starb an Lungenentzündung.

Auch sonst gestalteten sich Hoffmanns persönliche Verhältnisse auf dem Hof ungünstig. Sein Bargeld wurde durch den Kauf eines großen Bauernhauses und der dazu gehörenden Güter von 20 Morgen (Äcker, Wiesen, etwas Wald und Allmendland) verbraucht. Die beiden ersten Jahre ergaben ein Defizit; das Land war vernachlässigt, Seuchen dezimierten den Viehbestand. Der Bauer, der Hoffmanns und Höhns Güter bewirtschaftet hatte, gehörte zu den Enttäuschten und verließ den Hof.

Da die »Warte« keine Gewinne abwarf, war Hoffmann ausschließlich auf den Ertrag seiner Bauernwirtschaft angewiesen. Trotz großer Sparsamkeit und Bescheidenheit im Essen und Kleiden hatte bei den vielen Gästen Hoffmanns Einkommen nicht ausgereicht; Freunde unterstützten ihn. Einer gab ihm Geld zum nötigen Umbau seines Hauses. Auf diese Weise hatte Hoffmann beim Unterhalt der vier ihm verbliebenen Kinder, seiner Dienstmoten und Tagelöhner und vieler Gäste zwar keinen Überfluß, aber eigentlich auch keinen Mangel.

Trotz der Abgelegenheit des Hardthofs fanden dort im Gründungsjahr und später viele große Versammlungen statt. Meist kamen die Gäste von nah und fern zu Fuß. Von der Schwäbischen Alb, vom Schwarzwald und der Murrhardter Gegend kamen sie angereist und kehrten entweder am gleichen oder am nächsten Tag – wieder zu Fuß – zurück.

Der Kirschenhardthof gehörte kirchlich zur Pfarrei Erbsetten. Pfarrer Jäck stand mit den Hardthofleuten in einem kühlen, aber nicht unfreundlichen Verhältnis. Seine Kirche besuchten die Templer vom Hardthof nicht. Sie hatten ja in Hoffmann einen eigenen Pfarrer. Dieser war zwar nicht von der Kirchenbehörde auf den Hardthof ordiniert, hatte aber seine zu einer Anstellung berechtigende Prüfung bestanden und auch vom Salon aus in Ludwigsburg immer wieder aushilfsweise Kirchendienst gemacht. Daß er auf dem Hardthof in Andachtsstunden predigte, daß er dann und wann auch das Abendmahl austeilte, war Pfarrer Jäck bekannt. Er unternahm keine Schritte dagegen.

Auf Wunsch der Eltern sollte Hoffmann nun das erste auf dem Hardthof geborene Kind taufen. Er erklärte sich dazu bereit, wenn Pfarrer Jäck damit einverstanden sei. Auf Jäcks Rückfrage bei seiner Behörde verbot das Konsistorium, »den

bisherigen Kandidaten Hoffmann mit kirchlichen Amtshandlungen zu betrauen«. Hoffmann solle sich äußern, wie er seine in der »Warte« veröffentlichten Grundsätze mit seiner Stellung zur Kirche in Einklang bringe.

Hoffmann protestierte gegen seine Bezeichnung als »Kandidat«. Er besitze durch seine Anstellungsprüfung das Recht zu kirchlichen Amtshandlungen. Im übrigen werde dieses Recht nicht durch willkürliche menschliche Bestimmungen erworben, sondern durch die Ausrüstung mit dem Heiligen Geist. Er habe seine Grundsätze aus der Bibel geschöpft; finde man Schriftwidriges in seiner Lehre und in seinem Handeln, so möge man diese Punkte nennen, damit er Stellung dazu nehme.

Hoffmann hätte das Verhältnis zwischen Landeskirche und Tempelgesellschaft gern noch eingehender geklärt; seine Freunde rieten ihm hiervon ab. Über jene Zeit berichtet Hoffmann in seinen Lebenserinnerungen: »Es fiel uns nicht ein, eine neue Religion oder Kirche stiften zu wollen, sondern wir verließen uns auf die geweisagte und in nächster, wenn auch unbestimmter Zeit erwartete Wiederkunft Jesu Christi. Bloß für das zur Bildung einer Gesellschaft Unentbehrliche mußten wir sorgen.«

Auf dem Hardthof hatte man sich durch das Verbot des Konsistoriums keineswegs stören lassen. Nach wie vor sprachen Hoffmann und andere Gemeindeglieder in den Sonntagsversammlungen, nach wie vor teilte Hoffmann das Abendmahl aus und gab religiösen Jugendunterricht. Bei der isolierten Lage des Hofes konnte das keine Störung der kirchlichen Gottesdienste der Pfarrei Erbstetten bedeuten.

Nun kamen einige Hardthof-Kinder ins Konfirmationsalter, und Hoffmann erteilte ihnen den Konfirmandenunterricht. Die Kirchenbehörde erhielt hiervon Kenntnis, und das Dekanat Marbach fragte bei Hoffmann an, ob er auch die Konfirmation selber abhalten wolle. Auf Anraten des Ausschusses der Jerusalemsfreunde gab Hoffmann – gegen seine eigene Überzeugung – eine ausweichende Antwort: eine Inquisition über beabsichtigte Handlungen läge wohl außerhalb der Befugnisse einer Kirchenbehörde. Das Konsistorium folgerte daraus ganz richtig, daß Hoffmann die Konfirmation selbst vornehmen wolle und veranlaßte, daß vom Oberamt ein Gendarm zur Verhinderung geschickt werde. Das diesbezügliche Schreiben des Konsistoriums wurde aber fehlgeleitet. Als der Wachtmeister endlich auf dem Hof erschien, war die Konfirmation schon vorbei.

Einige Zeit nachher wurde die ganze Hardthofgemeinde vor das Oberamt Waiblingen geladen und dort gefragt, ob sie sich auch künftighin an den Versammlungen und der Sakramentsverwaltung durch Hoffmann beteiligen oder ob sie sich davon zurückziehen wolle. Die Hardthöfer erklärten, daß sie nach wie vor zu Hoffmann stehen wollten. Daraufhin wurde ihnen am 7. Oktober 1859 vom Konsistorium eröffnet, daß man sie »als aus der Landeskirche ausgetreten« betrachte. Man ließ ihnen allerdings ein Hintertürchen offen, indem man zugab, daß sie nicht aus der Kirche überhaupt, sondern nur aus einem ihrer Teile, nämlich der Württembergischen Landeskirche, ausgeschlossen worden seien.

An der Lage der Hardthöfer änderte diese Eröffnung nichts, hatten sie doch seit Jahren weder die Einrichtungen noch die Hilfe der Landeskirche in Anspruch genommen, vielmehr aus kirchlichem Lager nur Anfeindung und Gehässigkeit erfahren. Gleichwohl wollten die Hardthöfer die Entscheidung des Konsistoriums nicht stillschweigend hinnehmen. Das hätte leicht den Anschein erweckt, als ob sie ihr innerlich recht gäben. Zwei Schritte wurden deshalb unternommen: eine Flugschrift für die Öffentlichkeit (»Der geistliche Tempel, oder der Weg der Rettung aus geistlicher und leiblicher Not und aus den Gefahren unserer Zeit, dargelegt von der Gemeinde Kirschenhardthof«) und eine Bittschrift an den König von Württemberg.

Die Bittschrift an den König erfolgte aus der Erwägung heraus, daß er neben seinem weltlichen Amt auch Landesbischof der Kirche war und damit auch deren oberste zuständige Stelle für eine Kirchenreform. Zur Beratung der Bittschrift wurde eine »Synode« auf den Kirschenhardthof einberufen. 400 aus dem ganzen Land herbeigeeilte Anhänger der Bewegung beschlossen, dem königlichen Bischof »die tiefe Not der Gesellschaft und der Kirche darzulegen und gegen den Ausschluß der Gemeinde Kirschenhardthof aus der Landeskirche zu protestieren«.

Am 19. April 1861 wurde die inzwischen ausgearbeitete Bittschrift auf einer 2. Synode nochmals beraten und von 200 Jerusalemsfreunden unterschrieben. Hoffmann, Hardegg, Chr. Paulus und Matth. Frank überreichten sie dem König bei einer Audienz. Die Synode wartete in einem Lokal das Ergebnis ab.

Der König war über das Wirken von Chr. Hoffmanns Vater und von Hoffmanns Bruder, dem Hofprediger Wilhelm Hoffmann in Berlin, unterrichtet. Er fragte Hoffmann, worauf er seine Ansicht über die gesellschaftlichen Zustände stütze. Hoffmann antwortete: »auf meine Überzeugung«. Daraufhin meinte der König, auch er habe den Grundsatz »Freiheit der Überzeugung«, aber er wende diesen Grundsatz nicht nur auf Hoffmann, sondern auch auf dessen Gegner an. Im übrigen wünsche er, daß man das Volk nicht beunruhige. Eine Antwort auf die Bittschrift werde zu gegebener Zeit durch das Ministerium erfolgen.

Diese Antwort wurde nie gegeben. Was hätte das Ministerium auch auf die heftigen Vorwürfe der Bittschrift antworten sollen! Es hieß darin z.B.: »Es ist eine traurige Tatsache, daß die deutschen evangelischen Kirchenleitungen die edlen Kräfte, welche in den Menschen gelegt sind, weder zu entwickeln noch zu verwenden wissen, und daß die Anlage von Eisenbahnen und anderen äußeren Unternehmungen mit weit mehr Überlegung, Sachkenntnis, Geschicklichkeit und Nachdruck betrieben wird als die Wiederherstellung des Menschen zu einem Heiligtum. Bei dieser Lage der Dinge sehen sich die Unterzeichneten veranlaßt, die Bitte zu stellen, Eure Königliche Majestät möge allergnädigst Maßregeln zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände und insbesondere der Kirche und der Schule im Sinne des geistlichen Tempels anordnen.«

Etwa sechs Wochen nach der Audienz beim König kam der Ausschuß zu der Überzeugung, daß man nicht »ins Unbestimmte hinein« warten könne, sondern daß wenigstens in der Angelegenheit der Gemeinde Kirschenhardthof gehandelt werden müsse. 42 führende Anhänger aus Süddeutschland wurden zur Vorberei-

tung einer 3. Synode auf den Kirschenhardthof eingeladen. Die Vorbereitung dazu fand am 19. und 20. Juni 1861 statt. Dabei fiel – wohl von Hardegg – die Aufforderung: »Austritt aus der Kirche! Ausgang aus Babylon!«

Das schien allen der gesuchte entscheidende Schritt zu sein. Eine kurze Austrittserklärung wurde aufgesetzt und von den Anwesenden unterschrieben. Da in der Erklärung auch der Entschluß »zur Vereinigung am Bau des Tempels« ausgesprochen war, gab sich die Bewegung fortan den Namen »Deutscher Tempel«. Hoffmann wurde zum Bischof, 12 Männer zu Ältesten ernannt. In seinen Erinnerungen erzählt Hoffmann, wie einmal sein Vater ihm im Traum erschienen sei und die Erklärung ebenfalls unterschrieben habe.

Die Auswanderungspläne der Jerusalemsfreunde nahmen in den darauffolgenden Jahren immer konkretere Formen an. 1868 war es dann soweit. Die Familien Hoffmann und Hardegg verließen als erste Templer den Hardthof mit Ziel Palästina. Weitere Familien folgten nach. Durch den Wegzug vieler leitender Persönlichkeiten wurde der Sitz der Tempelgesellschaft 1873 vom Kirschenhardthof nach Stuttgart verlegt.

Verständlicherweise zogen nach und nach andere Bewohner auf dem Hardthof ein. So übernahm 1895 der ehemalige Basler Missionar Gottlob Dilger das Gemeindehaus der Jerusalemsfreunde und richtete – zunächst in kleinerem Rahmen – ein christliches Erholungsheim darin ein. 1923 wurde dieses Heim von seiner Tochter Margarete Henninger übernommen und noch viele Jahre weitergeführt. Heute ist in diesem Haus das private Altenheim von Erwin Salwey untergebracht. So stand und steht das Gebäude auch nach dem Weggang der Templer weiterhin »im Dienst am Nächsten«.

1935 besuchte anlässlich eines Dankfestes Tempelvorsteher Philipp Wurst mit einer Templergruppe den Kirschenhardthof. Die »Warte« berichtet, wie die Besucher vom alten Bauern Auwärter, dessen Eltern noch als Jerusalemsfreunde dort gewohnt hatten, durch den Weiler geführt wurden, wobei er ihnen jeweils die Häuser bezeichnete, in denen jene ersten Pioniere gewohnt hatten: Hoffmann, Hardegg, Rothacker, Breisch, Stäbler, Dieterle, Sandel. Und in der Neuzeit erinnert sich ein Ortsansässiger von Kirschenhardthof, Otto Ludwig, wie auch er in jungen Jahren den alten Bauern Auwärter erlebt hatte. So lebt die Kunde vom damaligen Geschehen in der langen Generationenkette noch bis heute weiter.

(aus: Dietrich Lange, »Vor hundert Jahren auf dem Kirschenhardthof«, in »Warte des Tempels«, Juli-August 1956)

An der diesjährigen Tempelgründungsfeier am 16. Juni soll der ersten Probegemeinde der Templer besonders gedacht werden. Wir wollen dazu heutige Bewohner des Ortes Kirschenhardthof als Gäste einladen.

Leserecho

(Die Schriftleitung freut sich über jede sachliche Leserzuschrift, die sich auf Veröffentlichungen in der »Warte des Tempels« bezieht. Sie behält sich jedoch Kürzungen vor. Die veröffentlichten Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder)

Die Sorge um die »wahre« Wahrheit

(zum Leserbeitrag »Faktum oder Phantasie«, April 1996)

Wie Herr Frank die »Lügenkampagne« mit einer ebenso verlogenen »Aufklärungskampagne« bekämpfen will, ist mir schleierhaft. Ich habe jedenfalls noch nie erlebt, daß eine Lüge mit einer anderen Lüge widerlegt werden konnte. Durch eine solche Vorgehensweise scheint mit lediglich das Lügen in der Welt vermehrt zu werden. Der Wahrheit wird damit keinerlei Dienst erwiesen.

Wenn es aber eine »wahre« Wahrheit gibt, dann offensichtlich auch eine »nicht wahre« Wahrheit. Wie das zu verstehen ist, übersteigt mein geistiges Fassungsvermögen, weshalb ich Herrn Frank freundlich bitte, mir das zu erklären. Ich bin nämlich entgegen seiner Ansicht durchaus noch lernfähig.

Seit Jahrzehnten betreibe ich das, was Herr Frank »Ursachenforschung« nennt. Dabei ging ich nicht nur zurück auf den 1.2.1896, als in der britischen Wochenzeitschrift »Saturday Review« im Rahmen einer ausführlichen biologischen Betrachtung von Sir P.Chalmers Mitchell das Cato'sche »ceterum censeo«: Germania est delenda und ein Jahr später am 11.9.1897 noch einmal »Germaniam esse delendam« (d.h. »Deutschland ist zu zerstören«) zu lesen war, sondern ich studierte auch die verschiedenen Geldquellen Hitlers gründlich. Sie flossen ab 1929, obwohl das Parteiprogramm der NSDAP bereits am 24.2.1920 der Öffentlichkeit vorgestellt worden war.

Ob Herr Frank den Historiker Dr. Wolfgang Benz, Leiter des Instituts für Antisemitismusforschung in Berlin, für seriös hält, weiß ich nicht. Als er im Spätherbst 1992 an der Universität Innsbruck einen Gastvortrag über die »Auschwitzlüge« hielt, fuhr ich unverzüglich hin, um mir seinen Vortrag anzuhören. In Punkt 3 seiner Ausführungen die Revisionisten betreffend behauptete er: »Die Revisionisten leugnen die Existenz der Konzentrationslager.« Meine diesbezügliche Wortmeldung (es war meine vierte) wurde nicht mehr angenommen, stattdessen aber die Diskussion beendet. Ich stellte Dr. Benz nach dem Vortrag zur Rede: »Es ist unrichtig, daß die Revisionisten die Konzentrationslager leugnen.« »Doch, sie leugnen sie« erwiderte Benz. »Das kann doch gar nicht sein; denn der 'Vater' des Historischen Revisionismus war doch selber für 19 Monate Insasse des Konzentrationslager in zuerst Buchenwald, später Dora.«

Als ich mir zwei Jahre später das Buch »Der Fall Faurisson« von meinem Mann schenken ließ, entdeckte ich darin, wie Benz zu seiner Behauptung kam (s. Serge Thion »Historische Wahrheit oder Politische Wahrheit? – Die Macht der Medien: der Fall Faurisson«, 1994, S. 63ff). Ein Historiker, der die Falschmeldungen der Medien nicht prüft, ist in meinen Augen nicht ernst zu nehmen.

Herrn Franks Annahme (er nennt es »Wissen«), David Irving unterstütze auch die »sich stark rechts orientiert präsentierende Partei in Österreich«, ist unrichtig. Dr. Ofner, Mitglied der Freiheitlichen Partei Österreichs (sie meinte wohl Herr Frank) hat während seiner Amtszeit als Justizminister über David Irving ein Einreiseverbot nach Österreich verhängt.

Nachdem die Wiedervereinigung Deutschlands vollzogen war, schrieb ich in der Annahme, Deutschland sei nun wieder souverän, an Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl, ich halte jetzt den Zeitpunkt für gekommen, die Tatsache des Holocausts von einer politisch unabhängigen Kommission ein für alle Mal klären zu lassen und auf amtlich einwandfreie, wahrheitsgetreue Grundlagen zu stellen. Dabei schlug ich ihm Prof. Robert Faurisson vor, weil dieser Wissenschaftler sich seit mehr als zwei Jahrzehnten eingehend mit dem Komplex beschäftige. Kohl ließ mir antworten, ich sei auch ohne Anzeige auf Grund des 21. Strafrechtsänderungsgesetzes vom 25.4.1985 strafrechtlich verfolgbar.

Gegenwärtig bedarf es keiner Tapferkeit, den toten Nationalsozialismus zu steinigen. Gegenwärtig kommt keine Gestapo und holt den Steinewerfer ab. Hingegen ist es heute lebensgefährlich, an gewissen zeitgeschichtlichen »Tatbeständen« zu zweifeln.

Ich fasse zusammen: 1. Daß viele lügen, macht die Lüge nicht wahr. 2. Eine Ursachenforschung, die nicht mindestens hundert Jahre zurückreicht und die die verschiedenen Geldgeber Hitlers nicht beachtet, ist mir zu oberflächlich. 3. Meine Zweifel an gerichtsnotorischen Aussagen konnten bis zur Stunde noch nicht beseitigt werden. 4. Amtlich bestellte Historiker, die Medienmeldungen nicht sorgfältig auf ihre Zuverlässigkeit prüfen, kann ich nicht ernst nehmen. 5. Warum läßt Bundeskanzler Kohl die technischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungsergebnisse des US-amerikanischen Gaskammerexperten Ing. Fred Leuchter nicht ebenso wissenschaftlich überprüfen, wie der Direktor des Museums von Auschwitz 1989? Bekanntlich hat Prof. Jan Sehn vom staatlichen, gerichtsmedizinischen Institut in Krakau die Richtigkeit der Untersuchungsergebnisse Leuchters amtlich bestätigt. Warum läßt mir Kohl stattdessen Strafverfolgung androhen?

Ich hoffe, Herrn Frank bewiesen zu haben, daß ich in den letzten fünfzig Jahren nicht mit Scheuklappen durch die Zeitgeschichte schritt.

Gudrun Luh-Hardegg, Schrums

(Anmerkung des Schriftleiters: Wegen der Komplexität des behandelten Themas habe ich die Leserzuschriften von Werner Frank und Gudrun Luh-Hardegg in größerer Länge wiedergegeben; ich bitte die Leser jedoch herzlich, ihre Meinungsäußerungen künftig kürzer zu fassen, damit für andere Beiträge noch genügend Platz verbleibt. Ich möchte auch vorschlagen, die Diskussion über den »Nationalsozialismus« vorläufig zu beenden, da inzwischen hinreichend Stellungnahmen vorliegen und sich die Auseinandersetzung überdies von der Ausgangsfrage, wie NS-Ideologie und Tempelglaube miteinander zu vereinbaren waren, beträchtlich entfernt hat.)